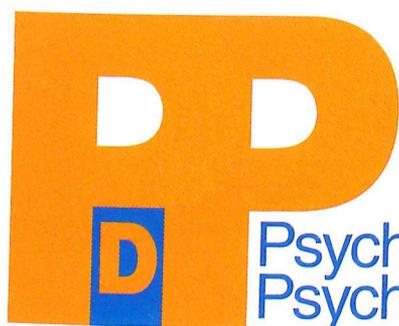


4
2014

ISSN 1618-7830 E58501



Psychodynamische
Psychotherapie

Forum der tiefenpsychologisch
fundierten Psychotherapie



Musiktherapie

DFT

Deutsche Fachgesellschaft für
Tiefenpsychologisch fundierte
Psychotherapie (DFT) e.V.



Schattauer

www.schattauer.de
www.pdp-online.info

Herausgeber:

Harald J. Freyberger, Greifswald
Thomas H. Loew, Regensburg
Rainer Richter, Hamburg
Carsten Spitzer, Tiefenbrunn

Inhalt 4/2014

Editorial

Susanne Metzner

Musiktherapie 201

Originalarbeit

Nicola Scheytt-Hölzer; Horst Kächele

Zur Intuition in der Musiktherapie 203

About intuition in music therapy

Übersichtsarbeit

Hans Ulrich Schmidt

Musiktherapeutische Forschung in der Psychosomatik 213

Research regarding music therapy in psychosomatic medicine

Originalarbeit

Susanne Metzner; Jörg Frommer

Die performative und bedeutungsgenerierende Dimension von Musik in der musiktherapeutischen Schmerzbehandlung 224

Performative and semiotic dimensions of music within musictherapeutic pain treatment

Kasuistik

Sylvia Kunkel

„Ich – ein unaufhörlicher Klang!“ 234

„I, an unceasing sound!“

Originalarbeit

Beate Haugwitz

Auditive Erfahrungen in der Erinnerung von Kriegskindern 247

Auditive experiences in the memory of children in war

Jos De Backer, Katrien Foubert, Jan Van Camp

Das „lauschende Spielen“ 256

„Listening playing“. Music Therapeutic interventions in the treatment of psychosis

Mitteilungen aus der Gesellschaft 223, 233, 264

Umschlagabbildung

Afrikanische Trommeln; © Dieter Schütz / pixelio.de

Vorschau auf die nächsten Hefte

■ Hauptstadtkongress
Psychodynamik

■ Interaktionelle
Psychotherapie

■ Nebenwirkungen

■ Ethik

■ Soziale Ängste

■ Junge Erwachsene

■ Behandlungsfehler

■ Emotionen

Editorial – Musiktherapie

Musiktherapie in ihrer heutigen Ausprägung ist unter den heilkundlichen Fächern eine vergleichsweise junge akademische Disziplin. Dennoch ist sie in Bezug auf das Spektrum ihrer Anwendungsbereiche und theoretischen Grundlagen bereits ebenso verzweigt und heterogen wie die Psychotherapie. In diesem Heft ist darum ein Fokus gesetzt, und zwar auf die psychodynamische Einzelmusiktherapie mit erwachsenen, psychisch oder psychosomatisch erkrankten Patienten und den Einsatz aktiver Musizierpraxis.

Der Begriff „Musik“ in Kombination mit Therapie ist mit meist positiv konnotierten Assoziationen verbunden. Dies hat damit zu tun, dass Patienten wissen, welche Art von Musik Wohlgefallen auslöst, welche musikalischen Präferenzen sie im Laufe des Lebens ausgebildet haben und welche Funktion oder Bedeutung sie der Musik im alltäglichen Leben zuschreiben. So setzt Musiktherapie auch weniger am hörbaren Gegenstand an, sondern betrachtet Musik phänomenologisch, nämlich als Wahrnehmungsgegenstand – *music as heard* (Clifton 1983) – oder als Prozess – *musicizing* (Small 1998). Jede einzelne Musiktherapie, jedes Forschungsprojekt oder wissenschaftlicher Beitrag zur Musiktherapie enthalten im Kern eine Spurensuche nach dem, was eine bestimmte oder noch zu bestimmende Musik für denjenigen, der sie spielt oder hört, ausmacht.

Die Spurensuche wird nicht selten von Vorstellungen geleitet, die sich im 19. Jahrhundert ausgebildet haben. „Ein ganzes Jahrhundert war mit der Erforschung des Ich beschäftigt und geradezu süchtig nach Selbstwahrnehmung. Dies drückte sich nicht nur in Autobiografien, Tagebüchern und Briefen aus, sondern zeigte sich auch und vor allem in jener Kunst, die diese Beschäftigung stimulierte und sich hierfür als kognitiv-emotionaler Raum der Reflexion und der Intimität besonders anbot: in der Musik.“ (Thorau 2013, 55). Peter Gay, Historiker und Psychoanalytiker, stellt in *The Art of Listening* (1995, 11–41)

das Musikhören ins Zentrum und exemplifiziert daran letztlich aber die Kunst des Zuhörens in Form einer Wendung nach Innen und einer intensiven, ungeteilten auditiven Aufmerksamkeit als eine spezialisierte Kulturpraxis. Sie gilt für die heutige Psychotherapie gleichermaßen. So kommt es auch, dass die meisten der hier versammelten Beiträge zur Musiktherapie sich den Formen des Hörens und Zuhörens zuwenden.

Doch kaum dass diese enge Verbindung zwischen Musik- und Psychotherapie deutlich geworden ist, so muss wiederum eingeräumt werden, dass die Geistesgeschichte längst weitergegangen ist. Während noch in der Romantik das Unsagbare auf die Grenze des Selbstaussdrucks verwiesen hatte und das Leiden am Scheitern des (sprachlichen) Selbstaussdrucks ein virulentes Thema war, verkörpert im 20. Jahrhundert nicht der Künstler, sondern eher das Opfer als traumatisierter, sprachloser Zeuge das Scheitern am Unsagbaren (vgl. De Leeuw 2002, 187). In Reaktion darauf radikalisierten sich die Positionen: Während z.B. Sartre menschliche Sinnstiftung in Formen, worin das (unsagbare) Leiden bewahrt ist, noch für möglich hält, lehnt Adorno dies kategorisch ab, und die französischen Strukturalisten (z.B. Foucault, Derrida) sehen im Scheitern der Sprache die Subversion des Subjekts durch die symbolischen Ordnungen. „Maurice Blanchot hat dieses Gebiet des Unsagbaren als ein ‚il-y-a‘ bezeichnet: das ‚es gibt‘ referiert auf ein Anwesendes ohne klare Präsenz, ohne eindeutige Bezeichnung, ohne Beweis, ist ein ungreifbares surplus“ (ebda. S. 188).

Übertragen auf die Musikerfahrung geht es also um mehr als die Suche nach Sinn oder alternativen Ausdrucksmöglichkeiten. Das zeigt sich in der zeitgenössischen Musik, indem die Differenzierungen zwischen Musik und Lärm, Wohlklang und Störgeräusch, Sinnvollem und Zufälligem längst aufgegeben worden sind. „Mein Material ist nicht der Klang. Mein Material ist Hörbarkeit“, äußert der österreichische

Komponist Peter Ablinger (*1959 – <http://ablinger.mur.at>). Oder die englische Komponistin Dawn Scarfe (*1980 – <http://www.dawnscarfe.co.uk>) vergibt den Titel *Do You Hear What I Hear?* für eine künstlerische Arbeit mit auf Hermann von Helmholtz (1821–1894) zurückgehenden „Listening Glasses“. Der Rezipient ist eingeladen, den Reiz seiner akustischen Umgebung zu entdecken und ein Gespür für die intrinsischen Möglichkeiten zu entwickeln, die sich am Geräuschhaften festmachen. Welches Geheimnis gibt sich preis „[...] wenn wir einer Stimme, einem Instrument oder einem Geräusch um ihrer selbst willen lauschen?“ fragt Jean-Luc Nancy in seinem Essay *Zum Gehör* (2010, 12).

Diese Frage steht im Raum, wenn es nun erneut darum geht, die Verbindung zwischen Musik- und Psychotherapie mit psychisch kranken Menschen auszumachen. Durch sie eröffnen sich neue interdisziplinäre Diskurse, an denen sich in diesem Heft auch erfreulicherweise die sehr renommierten Psychotherapieforscher *Jörg Frommer* und *Horst Kächele* beteiligen. Besonders in Kasuistiken wird deutlich, dass aufseiten der Patienten ein Prozess in Gang kommt, bei dem nicht nur die Loslösung von musikalischen Hörgewohnheiten, ästhetischen Idealen und stilistischen Präferenzen sondern vor allem eine spürende Hinwendung zu Selbst und Welt vollzogen wird. Für die Therapie ist dies von Vorteil, weil neben allgemeinen Wirkfaktoren von Psychotherapie, die freilich auch für die Musiktherapie gelten, Kompetenzen für die Lebens- und Krisenbewältigung gewonnen werden, die sich durch Intuition, das Gefühl für Stimmigkeit und Authentizität und durch Offenheit für Unscheinbares, Ungewohntes und Überraschendes auszeichnen.

Intuition steht im Zentrum des gemeinsamen Beitrages von *Nicola Scheytt-Hölzer* und *Horst Kächele* aus Ulm. Sie stellen die Musiktherapie in den Kontext von Kunst einerseits und frühkindlicher Entwicklung andererseits und arbeiten das Musikalische in der therapeutischen Beziehungsgestaltung heraus.

Nicht fehlen darf in diesem Themenheft Musiktherapie ein Überblick über den Stand der

musiktherapeutischen Forschung, den *Hans Ulrich Schmidt* (Hamburg/Augsburg) zum Gebiet der Psychosomatik beisteuert und damit dem interessierten Leser die Möglichkeit eigener Recherchen anhand der umfangreichen Quellenarbeit gibt.

Eines der bislang am besten beforschten Gebiete ist die musiktherapeutische Schmerzbehandlung, der *Susanne Metzner* und *Jörg Frommer* aus Magdeburg sich zuwenden. Hier geht es um Kompositionsprozesse, bei denen Patienten von ihrem Therapeuten assistiert werden, um ihrem Schmerzerleben und ihren Vorstellungen von Schmerzlinderung Ausdruck zu verleihen.

Im Gegensatz zu den Vignetten in anderen Beiträgen, stellt *Sylvia Kunkel* aus Münster einen über 20 Sitzungen verlaufenden musiktherapeutischen Prozess mit einer depressiven Patientin dar. Musik bildet darin den gemeinsamen Bezugspunkt in der therapeutischen Beziehung, der die Möglichkeit des Erkennens, aber auch – nicht zu unterschätzen – der Entlastung bereithält.

Gleichwohl bleibt das, was der andere hört, und erst recht das, was der andere gehört hat, immer auch eine „black box“. Davon zeugt die qualitative Untersuchung, die *Beate Haugwitz* aus Dresden zu den Hörerfahrungen von ehemaligen Kriegskindern vorlegt. Die Aussagen der Zeitzeugen legen nahe, dass in der Therapie mit alten Menschen das, was sich im Gedächtnis an Geräuschen und Musikerfahrungen im Zusammenhang mit den Kriegerlebnissen verankert hat, äußerst relevant sein kann.

Das Hören – nun wieder auf Seiten des Therapeuten – wird von einem Autorenteam aus Leuven/Belgien in den Mittelpunkt gestellt. *Jos de Backer*, *Katrien Foubert* und *Jan van Kamp* zeigen an der musiktherapeutischen Behandlung von psychotisch erkrankten Patienten, wie sich musikalische Gestaltungsprozesse ereignen, die nicht absichtsvoll herbei geführt werden können, sondern im Zusammenhang mit einer therapeutischen Haltung stehen, die als das „lauschend Spielen“ programmatisch ist.

Susanne Metzner, Magdeburg

Literatur online unter www.pdp-online.info